

Im Auge des Sturms

QuietStorm rappt gegen Rechts, wird von Nazis angegriffen, kommt ins Gefängnis. Und kämpft weiter. So gut die Geschichte auch klingt – sie bleibt undurchsichtig.

Er ist auf der Hut. Wenn auf dem Display „Unbekannter Anrufer“ steht, dann geht er nicht mehr dran. Wenn er einen Werbebrief bekommt, wird er nervös, denn dann weiß irgendjemand da draußen, wo er wohnt. Und trotzdem sagt Tibor Sturm: „Inzwischen fühle ich mich wohl in Berlin. Angst verspüre ich nicht mehr.“

Ein junger Schwarzer, der von Nazis angegriffen wurde, sich gewehrt hat, sieben Monate im Gefängnis saß – das ist seine Geschichte. Und die hat QuietStorm, wie Tibor Sturm sich nennt, bekannt gemacht in der Szene der Antifaschisten und unter Rappern, die mit Gewalttexten nichts zu tun haben möchten. Manche nennen ihn eine Kämpfernatur. Sie finden ihn inspirierend, wie er trotz allem mit erhobenem Haupt durchs Leben geht. Er wird eingeschüchtert, erhält Morddrohungen und er gibt trotzdem nicht auf. In gewisser Weise wurde Tibor Sturm zum Symbol des Kampfes gegen Rechtsradikale. Und er fühlt sich wohl dabei.

Wie verabredet wartet er an der U-Bahn-Haltestelle. Auch wenn er ein leuchtend rotes T-Shirt trägt, fällt er nicht weiter auf. Seine Augen versteckt er hinter einer schwarzen Sonnenbrille. Er schaut sich um. Tibor Sturm ist 34 Jahre alt, stämmig, 1,94 Meter groß, vielleicht auch 1,95 Meter. Wenn man genau hinschaut, sieht man auf Tibors rechtem Arm einige schwarze Striche. Ein großes Tattoo, das sich den Oberarm hochzieht. Es ist ein Motiv des Künstlers H. R. Giger, der es für ein Tarot-Set schuf. Der Name des Motivs: „Der Tod“. Allerdings ist die Tätowierung noch nicht ganz fertig.

Am 12. Februar, das Datum weiß er noch ganz genau, bekam Tibor den ersten Anruf. Die Rufnummer unterdrückt. „Wir werden das zu Ende bringen, was unsere Kameraden nicht geschafft haben“, sagte die Stimme. Und: „Stirb, Nigger“. Wegen der Morddrohungen gegen ihn wurde ihm eine sichere Woh-

nung in München angeboten, mit Personenschutz, rund um die Uhr, jeden Tag. Doch das wollte er nicht. Zu der Zeit war er in Berlin – und blieb dort. Er hatte nur seine Sporttasche dabei, nicht viel mehr als ein paar Klamotten. Der Rest sei eingelagert, er komme da nicht dran. Achtmal ist er seitdem umgezogen, oft wusste er nicht, wo er nun schlafen sollte. Auf seinem Facebook-Profil steht der Satz: „FREEDOM IS..... Sometimes Harder than i thought...“.

Über sein Leben zu reden, dafür nimmt Tibor sich viel Zeit. Über seine Geschichte. Er erzählt seine Geschichte aber so, wie es ihm passt.

Ab und zu zündet er sich eine Pall-Mall-Zigarette an. Und dann sagt er plötzlich, er habe jetzt seinen wichtigen Termin. Er tippt die Adresse in sein Nokia Smartphone ein: Kunstzentrum Radialsystem, Holzmarktstr., Nähe Ostbahnhof. Ein Dutzend Polizeiautos stehen dort, die Straße ist abgesperrt. Eine Polizistin fragt ihn nach seinem Ausweis. Er zeigt ihr. Sie fragt ihn nach seiner Einladung. „Brauch' ich nicht“, sagt Tibor Sturm und geht weiter. Und er braucht sie wirklich nicht.

Sie kennen ihn hier, in der Backsteinhalle bekommt er einen reservierten Platz ganz vorne, zweite Reihe. Er streckt die Beine lang aus, gemütlich, er ist heute hier, weil er dazugehört. Auf der Rednerliste: Klaus Wowereit, der Regierende Bürgermeister von Berlin, SPD-Chef Franz Müntefering und Außenminister Frank-Walter



Sein Kampf gegen Rechts:
Tibor Sturm gibt Workshops
in Schulen und Jugendzentren.



Tibor Sturm irgendwo in Berlin.
Die Geschichte, wie er sie erzählt,
lässt sich nicht nachprüfen.

„Afrodeutsch und sogenannter“ hat er einen seiner Songs genannt.

Steinmeier, der Kanzler werden will. „Heimat Metropole“ ist das Thema der Veranstaltung, aber das ist nicht so wichtig. Drei Kollegen vom Projekt „GangWay Beatz“ rappen, das interessiert Tibor schon eher. Er wippt im Beat mit. Danach gehen alle nach draußen; an der Spree ist es ein bisschen kühler, die Atmosphäre locker, es gibt Bier.

Erko, der Rapper, der gerade noch auf der Bühne stand, sagt: „Das wichtigste ist, er ist unser Bruder. Er ist nicht allein.“ Eigentlich wollte Tibor mit Herrn Steinmeier reden und Herrn Müntefering, aber die sind in Gespräche vertieft. Dann klappt zumindest noch ein Foto mit dem Außenminister, ein Händeschütteln. Steinmeier strahlt, Tibor auch. Er ist dabei, er wird endlich ernstgenommen.

Tibor war immer schon politisch, hat im Kommunalwahlkampf öffentlich seinen Kandidaten unterstützt. Doch obwohl er sie um Hilfe gebeten hat – vor den sieben Monaten Knast konnte ihn keiner seiner Bekannten aus der Politik bewahren.

Tibor zieht eine Postkarte aus der Hosentasche, sie ist zerknittert und in der Mitte gefaltet. Seine Glückspostkarte ist das, sagt er, die hat er immer dabei. Vorne ein Porträt von ihm im Comic-Style, in Graffiti-Schrift steht da „Freiheit für Tibor“. Auf der Rückseite schreibt

ein Thomas: „Lieber Tibor, solidarische Grüße und viel Kraft“. Von diesen Postkarten habe er bestimmt 1000 bekommen, sagt Tibor, dazu viele Briefe. Das gab ihm Hoffnung.

Heute schildert Tibor den Angriff, der ihn ins Gefängnis brachte, so: Nürnberg, in der Nähe des Reichsparteitagsgeländes. Ein kalter, nasser Abend im Dezember 2005, er ging von einer Feier zurück zum Auto. Da hörte er Geschrei, sie riefen seinen Namen. Nazis. „Heute Nacht muss du sterben, Nigger!“. Er rannte weg, blieb dann stehen. In seinem Kopf blitzte auf: Wer hat Angst vorm schwarzen Mann? Der Kindergarten. Er war immer der schwarze Mann. „Ich wollte nicht mehr weglaufen“, sagt er. Also schlug er um sich. Griff nach einem Holzpfahl, den er am Boden fand und hämmerte ihn einem der sechs Angreifer auf den Schädel. Die Polizei kam. Vier Streifenwagen, acht Polizisten. Sie mussten ihn bändigen.

Tibor zeigt mit seinem Zeigefinger ins Gesicht. Das Jochbein war gebrochen, die Gesichtshälfte doppelt so dick, sechs Zähne kaputt. „Ich hatte das Gefühl, jeden Moment stirbst du.“ Tibor ist überzeugt: Sie wollten ihn umbringen. Er fühlte sich dem Tod ganz nah. Der Prozess gegen die Angreifer stehe noch aus, sagt er. Der Justizsprecher in Nürnberg sagt, davon wisse er nichts.

Das Problem mit Tibors Geschichte ist, dass nur er ihren Kern kennt. Auch viele aus seinem Umfeld kennen die Umstände nur vom Hörensagen. Anhand der Daten, die Tibor nennt, sind die Gerichtsakten nicht zu bekommen. Es gibt nur

die Geschichte, die Tibor erzählt. Und darüber schwieg Tibor lange Zeit. Selbst seinem Vater sagte er anderthalb Jahre nichts. Aus Scham? Aus Verdrängung? Oder weil vielleicht doch nicht alles so war, wie er selber irgendwann zu glauben begann?

Als Tibor dem Mann auf den Kopf schlug, wurde der schwer verletzt, Schädelbruch, Kleinhirnhirnhautquetschung. Deshalb landete Tibor vor Gericht, nicht als Zeuge, sondern als Angeklagter. Der Vorwurf: Notwehrzess. Er habe zu stark zugeschlagen, zudem war er kampfsportlerfahrig. „Das war der eigentliche Grund für die Verurteilung“, sagt Tibor. Wie er selber sagt, nahm Tibor den Prozess nicht ernst, dachte die ganze Zeit, er würde nun freigesprochen. Lachte, antwortete nicht auf Fragen. „Ich war naiv“, gesteht Tibor zu. „Ich habe dazu beigetragen, dass die Strafe so war.“ Trotzdem sei das Urteil vielleicht „rechtlich korrekt, menschlich aber nicht nachvollziehbar.“ Er bereut es nicht, sich nicht entschuldigt zu haben. „Ich habe mich nicht entschuldigt, dass ich Schwarzer bin.“

Das ist die Geschichte, wie sie Tibor erzählt. Selbst wenn sie nicht so stimmen würde, er könnte sie gar nicht mehr anders erzählen. Es ist seine Geschichte. Ein Berliner Filmemacher hat einen Kurzfilm darüber gedreht, der auf vielen kleinen Festivals in Deutschland läuft. Auch der Film zeigt nur Tibors Sicht.

Dass viele ihm sagten, er sei zu Unrecht im Gefängnis, er sei vom Opfer zum Täter gemacht worden, das hat ihm geholfen. Im Großen und Ganzen sei es zwar natürlich nicht schön gewesen im Gefängnis, sagt er. Aber es hätte schlimmer sein können. Er arbeitete als Koch, hatte deshalb eine Einzelzelle. Er hat dort gelernt, wie man Schweinebraten und Klöße macht. Und er hat viel nachgedacht über sein Leben. Über seine Kindheit. Beim Versuch Tibor zu verstehen, hilft es, etwas über seine Kindheit zu erfahren. Was ist das erste, an das er sich erinnern kann? „Das N-Wort. Das hat mich Zeit meines Lebens begleitet.“ Er war immer der Neger. Er fühlte sich minderwertig. „Ich musste mich täglich rechtfertigen, wo ich herkam.“ Dabei war er doch ein ganz normaler Junge, der in einer Kleinstadt in der Nähe von Nürnberg aufwuchs, Einzelkind, die Mutter Zahnarztthelferin, der Vater im Immobiliengeschäft. Seinen leiblichen Vater kannte er nicht.

Er war ein ganz normaler kleiner Junge. Bis er neun war, dachte er, er sei der einzige Schwarze auf der ganzen Welt. Ein Junge, der auf die Frage „Warum bin ich schwarz?“ die Antwort bekam: Weil Gott es so wollte. Ein Junge, der sich oft alleine fühlte. Als Opfer.

Seine Herkunft, die war für ihn wie ein Puzzlespiel, das er nach und nach zusammensetzte. Mit 17 fand er schließlich heraus, wer sein leiblicher Vater ist, ein US-Soldat, der von seinem Sohn in Deutschland gar nichts wusste. Er rief ihn an, dessen Frau war dran, dann kein Kontakt mehr. Zwei Tage vor seinem 18. Geburtstag bekam er Post aus Brooklyn, New York. Mit 21 flog er hin. Heute habe er ein gutes Verhältnis zu seinem leiblichen Vater, den er Dad nennt, und auch zu seinem Stiefvater. Der sagt: „Das ich nicht sein leiblicher Vater bin, war nie ein Problem.“


Seine Hautfarbe, die prägte Tibors Leben von Anfang an. Sie katapultierte ihn aus der Kindheit ins Erwachsenenenda-sein. Eines der ersten Bücher, das er las: Kants „Rassentheorie“, da war er 12 Jahre alt. Dann Nietzsches „Morgenröte“. Harter Stoff. Aber Tibor konnte nicht anders, als nach Antworten zu suchen, warum er anders war als andere, rein äußerlich. „Schneiden wir mal deinen Buschkopf wieder“, so redete früher die Friseurin mit ihm. Heute trägt Tibor die Haare kurzgeschoren.

Wenn Tibor redet, schwankt seine Stimme schnell von ernsthaft bis spaßig. Gerne sagt er „ganz geil“, dann kommt plötzlich eine Formulierung wie aus dem Soziologie-Lehrbuch. Und manches Mal zieht er beides zusammen in einen Ausdruck: „So ist eben der Status Quo im Business“. So redet Tibor. Lässig. So ist er auch, lässig, vielleicht manchmal zu sehr. So erzählt er seine Geschichte.

Inzwischen hat Tibor in Berlin eine feste Wohnung. Er schläft immer lange, bis um elf Uhr mindestens, manchmal gibt er später Workshops. Das ist seine Hauptbeschäftigung, seit er den Brothers Keepers beigetreten ist, einer Vereinigung von Künstlern, die sich gegen Rassismus einsetzen. Xavier Naidoo und Samy Deluxe gehören dazu. Abends hat Tibor ab und zu einen kleinen Auftritt, für den Herbst planen sie eine Schultour durch Ostdeutschland. Und dazwischen denkt er sich neue Songs aus, die Ideen findet er im Leben, es geht um Obdachlose, Straßenjungen, Schwarze in Deutschland. Er will die Leute unterhalten, sagt er, aber sie sollen auch nachdenken über die Welt, in der sie leben.

In der Jury des Musikwettbewerbs „Nazis aus dem Takt bringen“ sitzt er schon, jetzt will er noch in den Wahlkampf einsteigen. Er soll für Steinmeier einen Wahlkampflied produzieren, vier Strophen plus Refrain. Er wird rappen und drei andere auch. Dazwischen Ausschnitte aus Steinmeier-Reden. Authentisch soll es sein und per Youtube unter die Leute kommen. „Du musst als Künstler eine Meinung haben, damit das Land geführt wird, wie du möchtest“, sagt Tibor. Er hat sich alle Parteiprogramme angesehen und gemerkt: Am besten passt zu ihm die SPD.

Was Tibor gar nicht ausstehen kann: Rap, wie ihn Sido, Bushido oder Frauenarzt performen. Frauenverachtende Texte, Gewaltverherrlichung. Das sei doch Missbrauch von Rap, nur um mehr Platten zu verkaufen. „Es gibt viele Rapper, die nicht authentisch sind“, sagt Tibor Sturm.

Bei seinen Workshops in Schulen und Jugendzentren will er den Schülern zeigen, welche Probleme es mit Rassismus gibt; er will, dass sie aufpassen, welche Musik sie hören. „Die Rechten finden immer wieder einen Weg, um mit Musik Leute zu ködern.“ Dagegen will er kämpfen.  Den großen Durchbruch als Rapper hat QuietStorm nicht geschafft, aber er hat eine besondere Gabe, junge Leute zu begeistern, sagen die, die ihn kennen. Es ist sein Kampf und der ist noch lange nicht vorbei.

Dazu passt auch das Tattoo auf Tibors Arm. Er hat überlebt, deshalb hat er sich für den Tod als Figur entschieden. Aber der Umhang fehlt noch. Fünf Termine waren für die Tätowierung angesetzt, dreimal war er schon dort. Aber jetzt sitzt der Tätowierer im Gefängnis und kann das Kunstwerk nicht vollenden. Der Tod muss warten.



Musik gegen Rechts

Nicht nur QuietStorm singt gegen Rechts. Online hörst du die zehn besten Anti-Nazi-Songs: klartext-magazin.de/47b/gegenrechts